

Variation über einen «Gedanken»

Autor(en): **Valéry, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Variation über einen «Gedanken»

von Paul Valéry

Deutsch von Arnold Burgauer

Die ewige Stille...

– Welch zarte und mächtige Töne, fragt Eustathes den Pythagoras, welche Harmonien eigener Reinheit meine ich aus dem Grunde der Nacht, die uns umgibt, zu hören? Meine Seele, die ganz und gar Ohr geworden, empfängt die fernen Modulationen mit Erstaunen. Der Hoffnung gleich, spannt sie sich bis an die Grenzen meines Sinns, um die kristallinen Schwankungen und jenes Tosen von majestätischer Trägheit, die mich bestürzen und bezaubern, zu erfassen. Welches ist nun das geheimnisvolle Instrument dieser Wonnen?

– Der Himmel selbst, antwortet ihm Pythagoras. Du siehst, was die Götter entzückt. Es gibt keine Stille im Weltraum. Unzertrennbar ist mit der Bewegung der Himmelskörper ein Vielklang ewiger Stimmen verbunden. Jeder dieser wandelnden Sterne läßt den Äther nach der Schnelle seines Laufs erzittern und webt ins unendliche All den Ton, der seiner Zahl entspricht. Die Entferntesten, die notwendigerweise am schnellsten gehn, beschaffen die schrilleren Stimmen des Chores. Ernsthafter sind die Langsamen, uns Nahen. Und die unbewegliche Erde ist stumm. Wie die Sphären einem Gesetz gehorchen, so leben die Töne, die sie erzeugen, in diesem lichten, immer schwankenden Akkord von Raum zu Raum. Die Ordnung der reinen Welt bezaubert deine Ohren. Die Intelligenz, die Gerechtigkeit, die Liebe und alle andern Tugenden, die im höheren Reiche des Weltalls herrschen, machen sich fühlbar; und dieses Beglücktsein, das du empfindest, ist einzig die Wirkung einer göttlichen und unwiderlegbaren Analogie...

Das war es, was der tiefe Wunsch der Griechen der unermeßlichen Nacht entliehen.

Was die Juden anbetrifft, so sprechen sie nur von den Himmeln, um ihre Erlauchtheit zu feiern. Die biblischen Nächte erklingen zum Lobe des Herrn. Die Sterne scheinen dort manchmal mit Gottes Kindern,

den Engeln, vertauscht, und dieses unzählbare Volk der Geister und Sterne läßt auf der ganzen Erde ungeheuren Beifall hören.

« Die Himmel erheben des Ewigen Ehre, ihn rühmet der Erdkreis, ihn preisen die Meere... »

Der Dichter der *Psalmen* findet nicht die angemessenen Worte, um die umfassende Macht dieser ungewöhnlichen Stimme zum Ausdruck zu bringen: « Der Tag bricht dem Tag das göttliche Wort, und die Nacht lehrt die Nacht. » Das sind gewiß keine Plaudereien und auch mehr als bloße Redensarten, die dem Ohr entfliehen könnten. Ihre Resonanz verlängert sich bis an die Enden der Erde... « *Non sunt loquelae neque sermones quorum non audiantur voces eorum. In omnem terram exivit sonus eorum et in fines orbis terrae verba eorum.* »

Jehova selbst sagt zu Hiob: « Die Sterne des Morgens stimmten Freudenlieder an. »

Pascal empfängt nur die Stille der unendlichen Weiten. Er sieht sich « erschreckt ». Er beklagt sich bitter, verlassen in der Welt zu sein. Er entdeckt nirgends Jenen, der Jeremias offenbarte: *Coelum et terram ego impleo*. Und dieser seltsame Christ findet keinen Vater in den Himmeln... Im Gegenteil, Pascal sagt sogar: « Während er das ganze stumme Universum betrachtet, wird er vom Entsetzen gepackt, wie ein Mensch, den man schlafend auf eine öde und furchtbare Insel getragen hätte... »

Entsetzen, erschreckt, furchtbar; ewige Stille; stummes Universum, so spricht eine der mächtigsten Intelligenzen, die je erschienen, über unsere Umgebung.

Wohl ist sie teilnehmend, bildet sich ab und klagt wie ein verfolgtes Tier. Aber je mehr sie sich selber nachstellt und die großen Quellen, die in ihr leben, angräbt: die Gewalten ihrer Logik und die bewundernswerte Tugend der Sprache, um so mehr gelangt sie dazu, alles Sichtbare und Tröstende zu verwerfen. Sie wünscht sich ja gerade zerbrechlich, im Tiefsten bedroht, ringsum von Gefahr und Einsamkeit umgeben und, aus mancherlei Gründen, von Verzweiflung und Schrecken umstellt. Sie kann es nicht ertragen, daß sie in die Netze der Zeit, der Zahl und der Dimensionen fiel und der Falle des Weltenplanes nicht entgangen. Es gibt kein erschaffenes Ding, das sie nicht an ihr entsetzliches Los erinnerte! – manche verletzen, andere trügen, und alle erschrecken sie derart, daß die Betrachtung der Welt es nie verfehlt, sie in Todesqualen aufstöhnen zu lassen. Sie läßt mich unwiderstehlich an jenes

unerträgliche Gekläfte denken, das die Hunde zum Mond hinauf senden; aber jenes Verzweifelte, das der Mondenlehre fähig gewesen, könnte sein Wimmern ebenso gut gegen seine Berechnungen wenden.

Solches ereignet sich nicht nur im Himmel, sondern mit jedem Ding; und nicht nur mit jedem Ding an sich, sondern bis in die unschuldige Darstellung der Dinge hinein, die ihn erregt und dem Hasse aussetzt, daß er ausrufen konnte: *die Malerei, welche Eitelkeit!*... Er erfindet für die Bilder, die Kunst sein wollen, eine Verachtung zweiten Grades.

Ich muß mir eingestehen, daß in dieser durchaus trostlosen Haltung und in diesem absoluten Ekel System und Größe liegt. Ein gutgestimmter Satz schließt jede völlige Verwirrung aus.

Eine Verzweiflung, die derart darzustellen weiß, kann nicht so lichtfern sein, daß sie aus dem Schiffbruch nicht einige Geistesfreiheit, ein bißchen Gefühl für Zahl und Ordnung, für Folge und Symbolik gerettet hätte, die jenem, was sie vorgibt, widersprechen. Und dann liegt auch in der Vorliebe, die tragische Motive und eindruckliche Gegenstände erfindet, etwas Trübes und allzu Leichtes, wie mir scheint. Was lehren wir die andern Menschen, wenn wir ihnen immer wiederholen, daß sie unwürdig, daß das Leben nichtig, die Natur uns feindlich und alle Kenntnis trügerisch ist? Was nützt es schon, dieses Nichts, das sie sind, zu erschlagen oder ihnen vorzuleiern, was sie schon wissen?

Ich fühle mich nicht wohl bei dieser Vermengung von Kunst und Natur. Wenn ich sehe wie der Dichter die wahre Empfindung des Menschen erfährt und sich zu eigen macht, ihr dann aber erkünstelte Kräfte leiht und dennoch wünscht, daß man seine Geschicklichkeit für Erregung halte, so finde ich das zweideutig und unlauter. Diese Verwirrung des Wahren und Falschen wird verletzend, wenn wir vermuten dürfen, daß sie unsere Überzeugung niederreißen und uns eine Tendenz aufzwingen soll. Sei besorgt, wenn du mich überraschen oder verführen willst, daß ich deine Hand nicht deutlicher sehe als die Züge, die sie zeichnet.

Ich sehe Pascals Hand zu gut.

Trotzdem müßte das Streben dennoch rein bleiben, da die einzige Sorge, zu schreiben und die Mühe, die man darauf verwendet, denselben Erfolg wie ein Hintergedanke haben; denn es ist unvermeidlich, das Gemäßigte einseitig darzustellen, das Seltene zur Regel zu machen, das erst Begonnene zu vollenden und das in Wahrheit nur Bewegte

pathetisch zu sehen... Die falschen Fenster zeichnen sich von selbst. Der Künstler kann, ob er nun will oder nicht, gar nicht anders, als die Intensität seines Ausdrucks steigern, seinen ersten Einfall in der Folge symmetrisch ausbauen, beinahe wie unser Nervensystem, wenn es irgendeine lokale Einwirkung verallgemeinert und auf den ganzen Menschen erstreckt. Das soll kein Vorwurf gegen den Künstler sein, sondern eine Warnung, nie den wirklichen Menschen, der das Werk geschaffen, mit jenem andern zu verwechseln, den das Werk vermuten läßt.

Diese Vermengung wird für Pascal zur Regel gemacht. Man hat häufig über ihn geschrieben, man hat ihn so oft erdacht und so leidenschaftlich betrachtet, daß er eine tragische Persönlichkeit wurde, ein seltsamer Schauspieler und beinahe ein Musterbeispiel zu einer Komödie der menschlichen Verkennung. Der Volksmund hat eine Art französischen und jansenistischen Hamlet aus ihm gemacht, der seinen eigenen Schädel in der Hand wiegt und sich fröstelnd und in Grübeleien versunken auf einer Terrasse ergeht, die dem Weltall abgekehrt ist. Der sehr rauhe Wind der Unendlichkeit hat ihn erfaßt, er spricht am Rande des Nichts mit sich selbst und erscheint dort genau wie auf einer Theaterrampe, wo er durch das Spektrum seiner selbst vor jedermann räsonniert.

Es bleibt dennoch eine recht beachtenswerte Tatsache, daß die meisten Religionen den Thron der Allmächtigkeit, ihr Zeichen und die Beweise ihres Daseins in jener Sternenordnung fanden, die den Menschen Begriff, Urbild und erste Verwirklichung der Sittengesetze gab.

Unsere Hände strecken sich aus zum Himmel; dort oben finden sie Ruhe und Zuflucht. Er ist es, der dem Propheten Fingerzeige gibt und ihn tröstet. Aus seiner Höhe fielen bestimmte Worte, von dort her werden bestimmte Posaunenrufe erschallen.

Und ohne Zweifel haben weder die erste Ursache, die reine Handlung, noch der Geist irgendeine Wohnstatt, wie sie auch keine Gestalt und keine Teile haben; aber ein Trieb, der vielleicht unserer vertikalen Struktur, vielleicht der Empfindung entspringt, daß sich unser Geschick und unser gesamtes Leben aus sehr entfernten Erscheinungen herleiten, umkreist ununterbrochen den irregegangenen, durch eigenes Fragen verführten, den betrübten, bekümmerten und gequälten Geist der Menschen und führt ihn dem Zenith, der *Höhe* zu.

Erhöhen und *erhören* sagen dasselbe, sind ein Wort.

Selbst Kant mußte der geheimen Bewegung naiven Wunderglaubens weichen, als ihm beim Betrachten des gestirnten Himmels eine Stimme eingab, daß ein weltumfassendes Sittengesetz bestehen müsse.

Ich habe gelegentlich versucht, an mir selbst die wunderlichen Wirkungen wahrzunehmen, die regelmäßig durch eine klare Nacht und durch die Gegenwart der Gestirne in uns wachgerufen werden.

Da gewahren wir nur Gegenstände, die nichts mit unserem Körper zu schaffen haben. Wir sind wunderbarlich einfach geworden. Alles Nahe ist unsichtbar, alles Sinnliche nicht mehr zu fassen. Wir schweben ferne von uns selbst. Unser Blick verliert sich vor diesen leuchtenden Gefilden in Träumerei, ohne daß er es verhindern könnte, sie infolge ihrer spontanen Bewegungen zu einen, als ob sie in der selben Zeit lebten; er verbindet sie durch Linien und formt Figuren, die ihm angehören, die er uns auferlegt und in das wirkliche Schauspiel einführt.

Indessen entgeht uns der Zusammenhang aller dieser Punkte. Wir fühlen uns durch dieses zahllose Leuchten überwältigt, geschmährt, vernachlässigt und ausgelöscht.

Wir können diese Sterne zählen, wir, die nicht glauben, ihren Blicken sichtbar zu sein. Es gibt kein Einverständnis zwischen uns und ihnen.

Wir spüren, daß uns Etwas zum Sprechen zwingt und daß uns ein Anderes Schweigen gebietet.

Was wir im Himmel gewahren und in den Tiefen unseres Wesens wiederfinden, entzieht sich unserer Tätigkeit in gleicher Weise, denn das eine leuchtet jenseits unserer Unternehmungen, während das andere diesseits unseres Ausdrucks lebt, sodaß sich eine gewisse Beziehung zwischen der Erwartung, die wir ins Fernste setzen, und der Erwartung ins Nächste und Eigenste ergibt. Es sind die zwei Pole unserer Erwartung, die sich Antwort geben und die sich gleichen, weil beide (vom Himmel oder vom Herzen) irgendeine entscheidende Neuigkeit erwarten.

Diesem Sternenreichtum, der unsern Augen ungeheuerlich erscheint, setzt unser bestürztes Wesen das Gefühl seiner Einzigkeit und gleichzeitig das Gefühl unseres Verlorenseins entgegen.

Ich bin alles; aber nur unvollendet. Ich bin alles; aber nur zerstückt.

Die Dunkelheit, die uns umgibt, läßt unsere Seele völlig nackt erscheinen.

Und diese Dunkelheit ist überall mit unerreichbaren glänzenden Punkten besät. Man muß dabei unwillkürlich an nächtliche Fenster

denken, hinter denen man wacht. Ohne bestimmtes Wissen bevölkern wir das Dunkel mit lebenden Lichtern, die keiner kennt. Dieses selbe Dunkel, welches die Nachbarschaft unseres Körpers aufhebt, besänftigt den Ton unserer Stimme und verwandelt sie in ein Innres; denn wir neigen wahrlich dazu, nur mit wenig entfernten Wesen Zwiesprache zu halten.

Uns umfängt Stille und ein seltsames Unbehagen. Zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich gibt es keinen Durchpaß. Am lichten Tage bestand eine Verkettung zwischen den Dingen und unsern Gedanken: durch unser Handeln. Wir tauschten Sinneneindrücke gegen Gedanken ein und Gedanken gegen Erschautes. Unsere Handlungen dienten als Mittler, unsere Zeit diente als Geld. Aber nun findet kein Austausch mehr statt. Der handelnde Mensch, der das Maß der Dinge war, ist erstorben. Wo sind die zwei genau getrennten Wesen, die beiden unvergleichbaren Naturen? Es gibt nur noch zwei Gegner, die sich belauern und sich nicht verstehen. Die immense Vergrößerung unseres Blickfeldes stellt sich neben unser geschmälertes Können. Wir verlieren für einige Zeit die vertraute Illusion, die von den Dingen Antwort heischt. Unser Bild gleicht der Fliege, die immer wieder von der Scheibe fällt.

Es ist unmöglich, auf diesem toten Punkt zu bleiben. Die Empfindsamkeit kennt kein Gleichgewicht. Man könnte sie sogar als diejenige Funktion bezeichnen, deren Bestimmung es ist, in den Lebenden jedes Gleichgewicht ihrer Kräfte zu brechen. Es ist also notwendig, daß sich unser Geist selber anfeuert und sich aus seiner Bestürzung befreit, um wieder jene feierlich unbewegliche Überraschung zu erlangen, die dem Gefühle und der Gewißheit entspringt, alles und nichts zu sein.

Man sieht dann, wie sich der im Tiefsten einsame Geist, durch seine Gedanken verteidigt. Unser Körper reagiert gegen die Reize der Umwelt durch Reflexe und Sekretionen, die er bald zufällig und, wie es scheint, einzig erzeugt, um etwas zu tun, sie aber manchmal gerade dem, was ihn unterdrückt und erbittert, als taugliches Mittel und wirksame Abwehr entgegensetzt. Nicht anders handelt unsere Seele gegen die Unmenschlichkeit der Nacht. Sie wehrt ihr durch ihre Schöpfungen, von denen die einen naiv und unwiderstehlich wie Reflexe, die andern überlegt, zögernd, erwogen, gegliedert und der genauen Kenntnis unserer Lage angepaßt sind.

Wir finden also auf die Empfindung, die der Anblick des Himmels und die Betrachtung des Weltalls in uns auslösen, zwei verschiedene

Antworten. Die eine ist *spontan*, die andere *erarbeitet*. Sie sind sehr verschieden voneinander, obwohl sie sich in einem und demselben Kopf verbinden und vermengen können. Um sie zu definieren, müssen sie getrennt sein. Man unterscheidet sie auch oft, indem man die eine dem *Herzen*, die andere dem *Geiste* zuschreibt.

Durch sein vieles Sehnen endet das Herz in dem Kampfe gegen das erschreckende Gesicht der Welt fast immer in der Erfindung eines Wesens, das mächtig genug ist, jenes glänzende, riesenhafte Ungeheuer, das uns erzeugt und ernährt, das uns einschließt und bedroht, uns bezaubert, verwirrt und verschlingt, . . . zu besänftigen, . . . zu stützen und aufzurichten. Und dieses Wesen erheben wir gar zur Person, das heißt, wir glauben zwischen ihm und uns etwelche Ähnlichkeit zu finden und ich weiß nicht welche Erwartung eines unsagbaren Einverständnisses. Das ist es, was das Herz *findet*. Es wünscht von einem Gott erhört zu werden.

Man weiß übrigens aus der Erfahrung in Liebesdingen zu gut, daß den Einzigen nach Einzigem verlangt und den Lebenden nach anderm Leben.

Sehen wir nun, welche andere Art von Gedanken uns kommen wird, wenn wir unser Gefühl differenzieren und versuchen, dem gewaltigen Druck aller Dinge unendliche Geduld und ungeheure Wachheit entgegenzusetzen. Der Geist *sucht*.

Der Geist wird sich nicht beeilen, seine Bedürfnisse zur Aufrechterhaltung seines Weltbildes zu erfinden. Er wird prüfen, ohne Rücksicht auf die Zeit oder Dauer eines einzelnen Lebens. Es besteht ein auffallender Gegensatz zwischen der Raschheit, der Unruhe und Ungehduld des Herzens und dieser aus Kritik und Hoffnung gebildeten Dehnung. Dieser Aufschub, der ohne Grenze sein kann, muß das Problem verwandeln. Und wenn das Problem schon verändert ist, wird es vielleicht auch den Fragenden verwandeln.

Wir werden beobachten, daß wir einzig an unser Weltall denken können, wenn wir es als völlig getrenntes, unserm Bewußtsein gerade entgegengesetztes Objekt betrachten. Wir werden es dann mit den kleinen Wesen vergleichen, die wir beschreiben, messen und erfahren können. Wir werden das Ganze wie einen Teil behandeln. Das wird uns dazu führen, ihm eine Logik zuzubilligen, deren Operationen uns erlauben, seine Veränderungen vorauszusagen oder sein Gebiet zu begrenzen.

(Wir werden zum Beispiel die Einheit der Sterne mit einer gas-

förmigen Wolke vergleichen; wir werden versuchen, auf ein Sternbild die Definitionen und Gesetze, die wir im Laboratorium beim Studium des Gases gefunden haben, anzuwenden; so werden wir uns eine « statistische » Idee des Weltalls bilden, wir werden beispielsweise an seine « interne Energie » oder an seine « Temperaturen » denken...)

Unsere Arbeit wird im wesentlichen darin bestehen, das anfänglich Betäubende und Bewegte dem, was unsern Sinnen vertraut, unserm Handeln zugänglich, unsern Vernunftgründen gemäß ist, anzunähern.

Daraus ergibt sich, muß sich mit der Zeit notwendigerweise aus dieser unbegrenzten Arbeit eine (bereits fühlbare) Veränderung jenes *Vertrauten*, *Möglichen* und *Vernunftgemäßen* ergeben, die jeden Augenblick hindurch die Bedingungen unseres Beruhigtseins bilden. Es ist indessen nicht unmöglich, – es ist sogar wahrscheinlich –, daß diese Gewohnheit auch nach und nach, neben unsern Ideen, gewisse unmittelbare Reaktionen verwandeln wird.

Was man die « Pascalsche Reaktion » nennen könnte, wird für die Psychologen eine Seltenheit und der Gegenstand ihrer Neugier werden.

Pascal hatte « gefunden », aber zweifellos, weil er nicht mehr suchte. Das Aufgeben des Suchens und die Art und Weise dieses Verzichtens können das Gefühl des Fundes geben.

Aber er hat nie Glaube in sein Suchen gesetzt, denn er hat vom Unvorhergesehenen nie etwas erhofft.

Er hat die *ewige Stille* aus sich selbst gezogen, die weder die wahrhaft religiösen, noch die wahrhaft abgründigen Menschen je im Weltenraume beobachtet haben.

Er hat unsere Unkenntnis und Heilsferne auf schreckliche und plumpe Weise übertrieben, denn man sah im selben Jahrhundert gelehrte Männer, die, wie ich denke, nicht weniger ihr Glück machten, als er das seine, die aber die Wissenschaften nicht darunter leiden ließen. Da war Cavalieri, der sich an der Unteilbarkeitslehre versuchte; da war jener Saccheri, der, ohne es sich einzugestehen, das Konventionelle in Euklid beargwöhnte und seine Türe manch künftigen geometrischen Kühnheiten offen ließ. Das sind jedoch, es muß hier gesagt sein, nur Jesuiten gewesen.

(Aus dem Prosa-Band *Variété I*. Verlag der *Nouvelle Revue Française*, Paris.)